

Hans-Martin Gauger

**Laudatio auf Rüdiger Safranski
anlässlich der Verleihung des Thomas-Mann-Preises,
Theater Lübeck, Großes Haus, Lübeck
7. Dezember 2014**

Sehr verehrter Herr Safranski,

Sehr verehrte Frau Safranski,

Sehr verehrter Herr Bürgermeister,

Lieber Michael Krüger,

Sehr verehrter Damen und Herren,

Rüdiger Safranskis frühes Buch „Schopenhauer und die wilden Jahre der Philosophie“ mit diesen Sätzen: „Dieses Buch ist eine Liebeserklärung an die Philosophie. Was es einmal gab: Gott und die Welt denken, mit heißem Herzen. Das große Staunen darüber, dass etwas ist und nicht Nichts. Das Buch blickt zurück auf eine versunkene Welt, als die Philosophie noch einmal, zum letzten Mal vielleicht, in prachtvoller Blüte stand. Die ‚wilden Jahre der Philosophie‘: Kant, Fichte, Schelling, die Philosophie der Romantik, Hegel, Feuerbach, der junge Marx. So erregend und erregt war eigentlich noch nie gedacht worden. Der Grund: die Entdeckung des Ichs... “. Nun, dies ist berückend einfach gesagt. Und Safranski schrieb dies zu einer Zeit, als das Ich, also das

Bewusstsein, das reflexive Selbstbewusstsein, in der Philosophie gerade wieder entdeckt worden war. Das reflexive Selbstbewusstsein – ein Tatbestand und ein Problem speziell für die Biologie, das sie zu ihrem Ärger noch nicht lösen konnte. In der Philosophie zuvor war das Ich in den „Strukturen“, die allein man nur noch sehen wollte, ziemlich ohne Rest verschwunden. Descartes, der damit angefangen hatte, war der Ursünder, über den alles herfiel, und manche tun dies noch immer. Umso bemerkenswerter die Klarstellung Safranskis, dass seine eigene Erregtheit durch die Philosophie des deutschen Idealismus an der Intensität liegt, mit welcher diese gerade das Problem des *Ichs* angegangen war. Aber ist nicht dies – philosophisch – genau die Lage heute? Einerseits kann man auf die idealistische Philosophie nicht einfach zurückgreifen, weil es *so*, mit *dem* Ich, wie es *da* vorausgesetzt wurde, nicht mehr geht. Andererseits braucht man sie aber doch noch immer – als Bezugspunkt. Jedenfalls gilt dies für diejenigen Philosophen heute, die das Ich, das Bewusstsein, die Subjektivität, nicht einfach beiseite schieben. Und eigentlich kann man sie nur beiseite schieben, *gedanklich* (so etwas, natürlich, geht immer): wirklich los aber wird man das Subjekt nie.

Siebzehn Jahre nach dem „Schopenhauer“, der 1987 herauskam, nun also im Jahr 2004, erschien Safranskis Buch „Friedrich Schiller oder Die Erfindung des Deutschen Idealismus“. Es beginnt mit dieser

Erzählung: „Nach Schillers Tod am 9. Mai 1805 wurde die Leiche obduziert. Man fand die Lunge“ (so wörtlich im Bericht) „brandig, breiartig und ganz desorganisiert“, das Herz ‚ohne Muskelsubstanz‘, die Gallenblase und die Milz unnatürlich vergrößert, die Nieren ‚in ihrer Substanz aufgelöst und völlig verwachsen‘. Doktor Huschke, der Leibmedicus des Weimarer Herzogs, fügte dem Obduktionsbefund den lapidaren Satz hinzu: ‚Bei diesen Umständen muss man sich wundern, wie der arme Mann so lange hat leben können‘... Aus dem Obduktionsbefund“, fährt Safranski fort, „lässt sich die erste Definition von Schillers Idealismus ablesen: Idealismus ist, wenn man mit der Kraft der Begeisterung länger lebt, als es der Körper erlaubt“. Zehn Jahre vor dem „Schiller“, 1994, erschien „Ein Meister aus Deutschland. Heidegger und seine Zeit.“ Da lesen wir eingangs diese knappen Sätze, die beides zusammennehmen: „Es ist eine lange Geschichte mit Heidegger, mit seinem Leben, seiner Philosophie. Die Leidenschaften und Katastrophen des ganzen Jahrhunderts sind darin.“ Also: „mit seinem Leben, seiner Philosophie“. Darauf will ich hinaus: Safranski interessiert sich für beides – zunächst und primär für die Philosophie, dann aber, danach, stark auch für die Menschen, die sie tragen. Martin Heidegger sagte in einer Aristoteles-Vorlesung zu dessen Leben den berühmt berüchtigten Satz: „Er wurde geboren, arbeitete und starb“. Nun, Safranskis Satz wäre dieser nicht. Ihn interessiert auch die Biographie oder eigentlich das

Biographische der Philosophie, aber er reduziert Philosophie ganz und gar nicht darauf. Ausdrücklich hat er dies erst vor kurzem zurückgewiesen: „Ich bin kein Freund des Biographismus, worunter ich verstehe: das Werk auf die Biographie zu reduzieren, als ob es nur der Ausdruck von irgendwelchen biographischen Problemen wäre“. Dies also will Safranski ganz und gar nicht. Er interessiert sich für die Philosophie und übrigens auch für Dichtung, er interessiert sich aber auch für das jeweilige Leben vor oder hinter der jeweiligen Philosophie oder Dichtung.

Doch lassen Sie mich nun, meine Damen und Herren, bevor ich dies weiterverfolge, etwas zurücktreten. Rüdiger Safranski wurde in Rottweil am Neckar, also in Württemberg, also im *Schwäbischen*, geboren, er wuchs dort auf, sprach dort seine ersten Worte, ging in Rottweil aufs Gymnasium und machte dort das Abitur. Und übrigens lobt er sein Gymnasium, das „Albertus Magnus-Gymnasium“ in Rottweil: es war für ihn, mit Brecht zu reden, aber ohne dessen Ironie, „eine gute Schule“, und da waren auch gute Lehrer. Da ich Schwabe und zudem *Sprachwissenschaftler* bin, fasziniert mich menschlich und fachlich zugleich, sein absolut lautreines, von dieser lokalen Herkunft völlig freies Deutsch. Denn in der Regel passen sich sehr junge Kinder aus Familien, die anderswoher kommen (und solche gab es, als er geboren wurde, in Deutschland zu Hunderttausenden), sprachlich völlig an. In diesem Fall

also nicht. Zudem wurde Safranski ja an einem Ort geboren, der nur für seine Eltern Fremde war... Aber ich lasse dies einfach so stehen. Es ist nur so, dass ich mein Staunen nicht unterdrücken konnte. Und wenn ich eine Biographie Safranskis zu schreiben hätte, müsste ich dies ergründen. Ich habe ihn übrigens vor Jahren einmal gefragt, ob es da für seine Eltern Probleme mit dem Hineinfinden in eine ganz neue Umgebung gegeben habe. Da bestritt er dies fast heftig (Freud würde gesagt haben ‚eigentümlich heftig‘) und zwar unter Hinweis auf seine Mutter, die eine so kommunikative Frau gewesen sei, dass Probleme da gar nicht hätten aufkommen können.

Sodann (und damit kommen wir dem heutigen Anlass entschieden näher): Rüdiger Safranski wurde 1945 geboren, übrigens am 1. Januar. Und nun, meine Damen und Herren: etwas über zehn Jahre später, Anfang Mai 1955, genau am 7. Mai, kam kein anderer als Thomas Mann nach oder jedenfalls *durch* Rottweil und zwar auf der Autofahrt von Zürich nach Stuttgart, wo er tags darauf die Schillerrede zu halten hatte. Erika Mann berichtet in ihrem Buch „Das letzte Jahr“: „In Rottweil unterbrachen wir die Fahrt, um zu Mittag zu essen“. Und nun ein hübsches T.M.-charakteristisches Detail: „Schon vorher hatten wir auf offener Landstraße für ein paar Minuten gehalten, des Aperitifs wegen, den wir mit uns führten. Gewohnheitsmäßig nahm vor Tisch T.M. ein Gläschen Vermouth zu sich, und von den flachen Zwillingflaschen im

schmucken Lederetui, die uns auf allen Reisen begleiteten, war mindestens *eine* immer mit Cinzano gefüllt“. Golo Mann sagte zu dergleichen: „Also Luxus mochte er nicht, aber Komfort liebte er schon sehr“. In der Tat: es ist nicht genau dasselbe. Und nun weiter bei Erika: „Rottweil kannten wir nicht, oder hatten doch vergessen, wie reizend und verwunschen es ist. Gegenüber unserem Gasthaus, die alte Apotheke konnte einen glauben machen, man habe ‚Die Galoschen des Glücks‘ an den Füßen und befinde sich in einem gründlich anderen Jahrhundert“. Also *mir*, meine Damen und Herren, daher mein Insistieren, ist dies hier und jetzt ein lieber Gedanke: der zehnjährige, eben auslaufende Grundschüler Rüdiger Safranski und Thomas Mann, nahezu achtzig – beide waren für eine gute Stunde zusammen in derselben kleinen Stadt. Und sie hätten sich, etwa vor dem Gasthaus, sehen können.

Was den Thomas-Mann-Preis angeht, so setzt er natürlich nicht voraus, dass der oder die mit ihm Ausgezeichnete zu Thomas Mann ein besonderes und gar positives Verhältnis hat. Wer Bücher von Safranski kennt, weiß aber, dass er nicht wenig von Thomas Mann hält und ein guter Kenner seiner Werke ist. Im Schlusskapitel, zum Beispiel, des Buchs über die Romantik, „Romantik – eine deutsche Affaire“ (2007), findet sich eine nicht nur schöne, sondern auch gute, ja, vorzügliche Interpretation des „Doktor Faustus“. Und offensichtlich schätzt Safranski auch die „Betrachtungen eines Unpolitischen“, das fatale Buch von 1918,

das zwar reaktionär, aber als solches überaus kultiviert und geistvoll ist – das beste Buch vielleicht, das es in unserer Sprache gibt auf dieser reaktionären oder jedenfalls deutsch romantisch konservativen Linie. Es entsprach übrigens auch in den Augen seines Verfassers diesem schon nicht mehr ganz, als er es – oft eher missmutig – schrieb.

Thomas Mann hat ja diese biographisch nicht eben häufige Merkwürdigkeit: er begann *rechts* und wurde von der Weimarer Zeit an, dann über Hitler und danach in der McCarthy-Zeit in den USA, immer linker. Golo Mann berichtet, Onkel Heinrich, Heinrich Mann also, habe ihm kurz vor seinem Tod gesagt: „Mit Deinem Vater verstehe ich mich jetzt besser als je. Nur ist er mir ein wenig zu links“. In *dem* Punkt, also in seinem *politischen* Weg, unterscheidet sich der Preisträger heute deutlich von dem Namensträger dieses großen – Lübeck und München überzeugend vereinigenden – Preises. Nicht dass Rüdiger Safranski heute sehr konservativ wäre, aber er hat eben seinerzeit etwas sehr links begonnen, und da wird man dann, zumindest für linke Linke, ziemlich schnell etwas sehr rechts. Ich übrigens finde es gut, wenn ich es gut finden darf, dass Herr Safranski diesen *Beginn* seines Wegs weder auch nur ansatzweise *verheimlicht* noch auch umgekehrt Aufhebens von ihm macht.

Die Hochschätzung Thomas Manns durch Safranski ist das *eine*. Sie ist unter den Schriftstellern heute, auch übrigens unter den

germanistischen Literaturprofessoren, keineswegs verbreitet: da kommt sie nur vor, zum Beispiel bei Hermann Kurzke, Dieter Borchmeyer und Heinrich Detering. Etwas anderes jedoch wäre ein Einfluss des Schreibens Thomas Manns auf das des Preisträgers heute. Da sind nun zweifellos Analogien, sicher jedenfalls solche zum Schreiben des großen *Essayisten*, der Thomas Mann ja *auch* war: Eleganz, ja, Anmut, Ordnung, formale Strenge bei klug hergestellter Lockerheit, sorgfältige und treffende Wortwahl, Analogien auch in der strukturierten Syntax, in welcher Parataxe und Hypotaxe sich abwechseln, eine kultivierte und schöne und dem Leser immer ganz zugewandte *Sprache*. Unterschiede gibt es aber auch: Safranskis Schreiben ist, sagen wir, *natürlicher* als das des „Meisters Thomas von der Trave“. Aber, meine Damen und Herren, solche Analogien sind doch etwas sehr anderes als *Beeinflussung*. Eine solche, um dies definitiv abzuschließen, sehe ich platterdings nicht.

Zudem gibt es da bei Thomas Mann etwas Prinzipielles: man kann ihn eigentlich nicht fortführen, man kann ihn allenfalls nachmachen, was aber auch nicht wirklich geht, weil er selbst *seine* Art zu schreiben schon an ihr Ende geführt, ja, weil diese selbst schon – in ihrer oft expliziten oder dann zumindest *impliziten* Ironie – etwas Parodistisches hat. Nur ihm selbst nehmen seine Leser diese Sprache ab, auch weil er sie laufend auf sie hin gleichsam erzieht. Über seinen Freund Bruno Frank,

der ein sympathischer und solider Schriftsteller war, hat Thomas Mann einmal, boshaft, aber treffend – und sehr kennzeichnend für ihn selbst – gesagt: „Er schreibt genau wie ich, aber *er* meint es ernst“. Überhaupt (ich setze dies einfach mal so hin): Thomas Mann ist kein Schriftsteller für Schriftsteller. Denen geht er vielfach eher auf die Nerven, nicht nur weil er sie möglicherweise einschüchtert, sondern weil sie mit ihm für ihr *eigenes* Schreiben nichts anfangen können, und sie wollen ja vor allem *selbst* schreiben... Ich wüsste nicht zu sagen, welche der gegenwärtigen Schriftsteller und Schriftstellerinnen ihn als Vorbild hätten. Somit: Thomas Mann ist – und dies ist am Ende wichtiger – ein Schriftsteller für *Leser*, und diese halten ihm nun schon über viele Generationen die Treue. Oder vielmehr: es kam und kommt da neue Treue immer wieder hinzu.

Soviel, so wenig zu Thomas Mann. Das erste Buch von Rüdiger Safranski war eine akademische Qualifikationsschrift, etwas, was Thomas Mann nie gemacht hat. Safranskis *Dissertation*, trägt den in der Tat sehr akademischen Titel „Studien zur Entwicklung der Arbeiterliteratur in der Bundesrepublik“. Das war 1976. Danach arbeitete er fünf Jahre in der Erwachsenenbildung, und ich denke, dies war, möglicherweise ungewollt, eine gute Schulung für sein später so intuitiv sicheres und unangestregtes *leserbezogenes* Schreiben. Die nächste akademische Qualifikation, die Habilitation, sollte dann eine Arbeit über

E.T.A. Hoffmann sein. Was er dazu vorlegte, entsprach aber, wie es scheint, nicht ganz dem akademisch Erwarteten – zu wenig Auseinandersetzung zum Beispiel mit dem bisher Publizierten. Sich habilitieren heißt sich einordnen. Nun aber hatte er seinen Text bereits einem Verlag geschickt (der war übrigens schon Hanser). Da nun war man angetan, fand aber umgekehrt das Ganze zu akademisch, zu wenig *Buch*. Und jetzt, ein wirkliches Dilemma, war eine Entscheidung unumgänglich. Safranski entschied sich für das *Buch*. Er entschied sich, sagt er, „dezisionistisch“ (dieses Wort ist ihm wichtig). Das heißt, so deute ich es mir: er entschied sich, wie er sich entschied, weil er sich entscheiden *musste* und *wollte* und weil er sich, so wie er sich tatsächlich entschied, einfach entscheiden *wollte*. Das Buch über E.T. A. Hoffmann kam dann 1984 heraus mit dem schönen, aber, dezisionistisch, in der Tat ganz unakademischen Titel „E.T.A. Hoffmann. Das Leben eines skeptischen Phantasten“. Drei Jahre später, 1987, erneut dezisionistisch, ließ er sich, wie man sagt, als „freier Schriftsteller“ nieder und zwar in Berlin – es gibt ja nicht nur niedergelassene Ärzte, es gibt auch niedergelassene Schriftsteller, und zu letzterem gehört zweifellos noch mehr Mut. Doch das Buch über Schopenhauer, das in demselben Jahr, 1987, dem Jahr also seiner freien Niederlassung, erschien, war gleichzeitig der Durchbruch: der zu klarem Verkaufserfolg. Und das mit den „Wilden Jahren der Philosophie“ im Titel des

„Schopenhauer“ klingt auch nicht speziell akademisch. Kein Professor, keine Professorin, würde so etwas durchgehen lassen.

Ernst Robert Curtius stellt seinem gewaltigen Werk „Europäische Literatur und lateinisches Mittelalter“ (das war 1948) zehn „Leitsätze“ voraus. Der zehnte ist ein Wort von Ortega y Gasset und lautet (ich übersetze, was Curtius nie getan hat): „Ein wissenschaftliches Werk muss wissenschaftlich sein; es muss aber auch ein Buch sein“. Und da will ich nun emphatisch unterstreichen: alle Bücher von Safranski, vom „Hoffmann“ und „Schopenhauer“ an, *sind* Bücher, Bücher im vollen Sinne, und *wissenschaftlich* sind sie zumindest insofern als sie durch die Texte und die entsprechenden Fakten außerhalb der Texte *abgestützt* sind. Seinen „Goethe“ einleitend sagt er mit berechtigtem Selbstbewusstsein: „Dieses Buch nähert sich dem vielleicht letzten Universalgenie ausschließlich aus den primären Quellen – Werke, Briefe, Tagebücher, Gespräche, Aufzeichnungen von Zeitgenossen“. Und er setzt hinzu: „So wird Goethe lebendig, und er tritt auf, wie zum ersten Mal“. Genau so ist es. Nur liegt es wesentlich daran, dass es gerade *Safranski* ist, der sich Goethe so nähert. Es kommt nämlich sehr darauf an, wer dergleichen tut. Und auch dabei übrigens galt es, immer wieder dezisionistisch auszuwählen – ich *will* dies so, gerade dies.

Dem „Schopenhauer“ folgten „Heidegger“ (1994), „Nietzsche“ (2000), danach „Schiller“ (2004), dann „Romantik. Eine deutsche Affaire“ (2007),

danach „Goethe und Schiller“ (2009), 2013 schließlich der „Goethe“ mit dem wichtigen Untertitel „Kunstwerk des Lebens“. Interessanterweise (und es darf bei diesem Anlass erwähnt werden) hat Hermann Kurzke ein Thomas Mann-Buch mit dem Titel „Das Leben als Kunstwerk“ geschrieben, 1999: davon ist Safranskis Goethe-Titel „Kunstwerk des Lebens“ etwas wie eine Variante, und dies hätte jedenfalls Thomas Mann sehr gefallen; da hätte er, wieder einmal, mit dem alten Buddenbrook gesagt „Kurios, kurios“.

Dies sind also die sieben Biographien Safranskis: drei Philosophen (Schopenhauer, Nietzsche, Heidegger), drei Dichter (Hoffmann, Schiller, Goethe – Goethe und Schiller kommen ja zweimal vor), und unter den drei Philosophen sind zwei, Schopenhauer und Nietzsche, die auch große Schriftsteller sind. Nietzsche ist ein Sprachfest ohnehin, und er ist ja wirklich auch – gelegentlich, als nicht immer, wenn er Dichter sein wollte – ein *großer* Dichter. Golo Mann über ihn in seiner „Deutschen Geschichte“: „Es hat niemand ein besseres Deutsch geschrieben. Auch schöne Gedichte sind dem einsamen Professor gelungen. Manchmal vermischte er Prosa und Dichtung zu Gebilden von letzter Ausdruckskraft“. Dies kann man so sagen. Und was Schopenhauer angeht, so hat, übrigens durchaus auch außerhalb *unserer* Sprache, kein anderer Philosoph gerade auf *Schriftsteller* so stark gewirkt wie er –

nicht also nur auf den sehr jungen Thomas Mann, wie dies indirekt bereits der Senator Thomas Buddenbrook bezeugt.

Ja, und Heidegger – er ist als Schriftsteller, meine ich, weder gut noch schlecht. Er ist auch da vor allem Heidegger und wurde es, indem er alterte, immer mehr. Vielleicht darf ich hier auch sagen, weil Heidegger, sehr verständlich, Aggressionen weckt, dass Safranski alles Notwendige zu ihm sagt – zum Guten bei ihm wie zum Bösen. So urteilt übrigens in seiner laudatio auf Safranski auch Hans Maier, der mir seine Rede liebenswürdigerweise geschickt hat, die nämlich, die er vergangenen Mai anlässlich des Josef Pieper-Preises in Münster über Safranski gehalten hat, und Hans Maier ist, im Unterschied zu mir, ein vollständiger Freiburger. Also, was das Böse angeht: Heidegger war nach 33 wahrlich mehr als „verstrickt“, und so steht es auch, durchaus mit den nötigen Worten, bei Safranski.

Zur Biographik kam Safranski, nach eigener Auskunft, über Jean-Paul Sartres uferlose und dennoch unvollendete Biographie zu Gustave Flaubert, wobei Sartre Flaubert, den „spießhassenden Spießer“, mit gleicher Intensität zugleich hasste und bewunderte. Dies vermeidet nun Safranski völlig. Seine Biographien, so sagte es kürzlich Albert von Schirnding, heute hier anwesend, sind „leuchtende Beispiele für Annäherungen, die von jeder Kumpanei ebenso weit entfernt sind wie von Anbetung oder Verwerfung“.

Es ist aber ungerecht, Safranski ausschließlich, woran jeder zuerst denkt, auf seine *Biographien* festzulegen, denn es gibt von ihm auch Untersuchungen oder Essays und unter diesen vielleicht herausragend „Wieviel Wahrheit braucht der Mensch?“ Untertitel: „Über das Denkbare und das Lebbar“ (1990) – diese beiden Begriffe, „denkbar“ und „lebbar“, sind Safranski wichtig, jeder für sich, wichtig ist ihm aber auch die Spannung zwischen ihnen. Er will die Freiheit im „Denkbaren“ und betont die fundamentale Notwendigkeit gerade *dieser* Freiheit, daneben will er aber auch die sich beschränkende Beachtung des „Lebbaren“, den realistischen *Respekt* vor ihm. Die Trennung dieser beiden Sphären gehört wesentlich auch zu seiner politischen Position. Im Jahr 1997 folgt das Buch „Das Böse oder das Drama der Freiheit“ und 2003 „Wieviel Globalisierung verträgt der Mensch?“. Und wenn ich gut informiert bin, schreibt Safranski jetzt – einfach, so einfach wie es geht – und ganz einfach kann dies nicht gehen – über die *Zeit*.

Natürlich kann ich hier nur hinweisen auf diese Schriften, in denen es ihm auch immer wieder gelingt, besonders in dem Buch über das Böse, Gedankliches wirklich zu *erzählen*. Denn dies ist nun einmal sein Kennzeichen: das gedankliche Narrativ – unter Einbeziehung, wie gesagt, des Menschlichen und damit oft auch des Sinnlichen. Thomas Mann konnte dies ebenfalls und Marcel Proust erst recht. Aber bei diesen (und anderen, die da zu nennen wären) ist die erzählende

Ausbreitung von Gedanklichem in *Literatur* eingebettet, was sie bei Safranski gar nicht ist. Denn seine Bücher bleiben Sachbücher, sie literarisieren und poetisieren nicht, sie vermeiden diese Gefahr, diese Falle. Bei ihm ist da, zum Glück, in deutlicher Richtung aufs Literarische nur der schöne, natürliche, ruhig fließende Stil des Darlegens und des Erzählens, zusammen mit dem gekonnt dezisionistisch sich mutig beschränkenden Blick auf das Wesentliche oder die sichere Intuition dafür. Aber ein zusätzliches Merkmal seiner Schreibweise will ich doch noch nennen, denn es ist einigermaßen verborgen, gehört aber zu seinem Erfolg. Bei aller Vereinfachung durch Reduktion auf das Wesentliche *unterfordert* Safranski seinen Leser nicht. Im Gegenteil: er *überfordert* ihn. Er überfordert gerade *den* Leser, den er im Auge hat, seinen besonderen Leser, den „impliziten Leser“, wie Literaturtheoretiker sagen. Dieser ist, scheuen wir uns nicht vor dem Wort, der *gebildete* Leser, die *gebildete* Leserin, aber – dies ist nun für die Wirkung, psychologisch und sachlich, entscheidend – er überfordert sie nur *ein wenig*, so dass sie sich, auch gerade von dieser – klaren, aber maßvollen – Überforderung her, sowohl gedrängt als auch in der Lage sehen, ihm mit angespanntem, kaum je ununterbrochenen Interesse zu folgen.

Vor allem aber ist zu würdigen, was sich Rüdiger Safranski mit solch evident großem und andauerndem Erfolg zur Aufgabe gesetzt hat: die

Vermittlung seiner Themen, nachdem er sie sich zuvor, und dies ist noch wichtiger, solide und einfühlsam erarbeitet hat, die *Vermittlung* seiner *Biographien* zunächst, die primär, wenn auch im Gewande einer Biographie, eigentlich immer thematische Erörterungen sind, dann auch der Themen, die er in *direkten* Erörterungen, aber doch stets in Bezug auf die zugehörenden *Menschen*, behandelt, diese *Vermittlung*, in Anmut und Würde, von solidem, wichtigem und auch schönem Wissen nach *außen* hin, die *Vermittlung* an den anspruchsvollen Laien (und jeder ist ja unvermeidlich in vielfacher Hinsicht Laie – nur sind nicht alle Laien anspruchsvoll), *diese Vermittlung*, sagte ich, ist ein sehr großes Verdienst. Und heute, Herr Safranski, wird es, zusammen mit anderen Tugenden, wieder einmal und sehr zu Recht, durch einen Preis kenntlich gemacht. Ich gratuliere Ihnen, auch *ich* gratuliere Ihnen herzlich zu diesem lübisch-müncherischen Thomas Mann-Preis! Und Gratulation natürlich auch der zuständigen Jury zu ihrer guten Entscheidung! Und diese Entscheidung war nun kaum dezisionistisch!

Meine Damen und Herren, als Thomas Mann achtzig geworden war, am 6. Juni 1955, versandte er eine unter dem 7. Juni, dem Tag danach, datierte und, wie zu erwarten, vollendet formulierte gedruckte Doppelkarte, um sich für all das, was ihn erreicht hatte, wenigstens summarisch zu bedanken. Da zitierte er am Ende aus einem späten Gedicht Goethes die beiden letzten Verse: „Wohlwollen unsrer

Zeitgenossen, / Das bleibt zuletzt erprobtes Glück“. Dass er hier auf Goethe-Verse kam, war schwerlich Zufall. Nun, ich will, lieber Herr Safranski, seien Sie unbesorgt, auf dem Boden bleiben, aber solches „Wohlwollen“ der „Zeitgenossen“, von dem Goethe hier redet, ist nun wirklich auch *Ihnen* widerfahren – dies zeigen zunächst die Preise (der heutige ist, wenn ich richtig zähle, ihr siebzehnter, und allein in diesem Jahr, wahrlich ein Jahr der Ernte, ist dieser bereits ihr *dritter*, nach den beiden vorausgehenden, die auf „Josef Pieper“ und „Konrad Adenauer“ lauten – nach diesen beiden, sagen wir, *katholischen* Preisen folgt hier in Lübeck nun also – ökumenisch – ein, sagen wir, lutherisch liberaler). Aber, Herr Safranski, weit mehr noch, denke ich, als diese schönen Preise zeigt auch für Sie selbst jenes „Wohlwollen“ die dankbare Zuneigung Ihrer Leser, Ihrer Leserinnen und Ihrer Leser (jeder Autor, jede Autorin hat wohl mehr Leserinnen als Leser), und dies übrigens keineswegs nur in den *deutschsprachigen* Ländern, denn Ihre Bücher wurden und werden – gerade auch wegen ihrer so besonders ‚deutschen‘ Themen – vielfach übersetzt... Ich vermute stark, dass der Preis, dem Sie eben erhalten haben, nicht ihr letzter sein wird. Ich vermute aber doch, dass es der letzte gewesen sein wird in diesem Jahr!

Und jetzt, meine Damen und Herren, redet Rüdiger Safranski selbst. Es ist ja dramaturgisch sinnvoll, vor einem Höhepunkt ein retardierendes Moment einzufügen. Sehr gerne und auch ohne Zögern – Michael

Krüger kann es bezeugen – habe ich diese Aufgabe übernommen und versucht, *dieses* Moment hier auszufüllen und auch daher in der Tat etwas zu lange geredet. Vielen Dank!